Meine Reise zu den Tupari-Indianern im Matto-Grosso

Autor(en): **Caspar, F. / Köchli, P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **42 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-323642

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In ihrem Bestreben, die wenigen Weissen, die sie zu Gesicht bekommen, nachzuahmen, haben die Eingeborenen die Beziehungen zu ihrer alten Kultur verloren. So weiss man auch heute noch nicht, trotz vieler Deutungsversuche, was die Mohais bedeuten, von denen mehr als zweihundert vorhanden sind. Ihre Herstellungsweise lässt sich an angefangenen Stücken verfolgen; die Gesichtszüge der riesigen Büsten entsprechen denen der Eingeborenen, so dass an einen Zusammenhang mit Fürstenkult gedacht werden kann. Über die Bedeutung des Vogelmenschen ist man durch eine alte Legende etwas besser unterrichtet. Die Insel war früher von zwei Stämmen bewohnt. Über die Herrschaft, die jeweils ein Jahr dauerte, entschied ein Wettschwimmen nach einer vorgelagerten Klippe, wo es galt, das erste ausgebrütete Vogelei zu finden. Der Stamm mit dem Sieger herrschte dann über den andern; der Vogelmensch war wahrscheinlich ein Symbol der Herrschaft.

P. Köchli

L'exploration de l'océan en bathyscaphe

Vortrag von Herrn Prof. Dr. Aug. Piccard, Chexbres, am 18. November 1953
Gemeinsame Veranstaltung der Association Romande; des SIA, Sektion Bern; der Naturforschenden und der Geographischen Gesellschaft

Meine Reise zu den Tupari-Indianern im Matto-Grosso

Vortrag von Herrn Dr. F. Caspar, Hamburg, am 21. November 1953
Gemeinsame Veranstaltung des Berner Zirkels für Praehistorie, Ethnologie und Anthropologie und der Geographischen Gesellschaft Bern

Nahezu ein halbes Jahr lang lebte der junge, schweizerische Völkerkundler bei den Tupari-Indianern an der Grenze des Amazonasbeckens zum Matto Grosso, auf die er bei seiner Suche nach unberührten Stämmen gestossen war. Er lebte unter ihnen als ihresgleichen, dies nicht freiwillig sondern gezwungenermassen. Sie anerkennen den Weissen auch nicht als etwas Höhergestelltes, so dass der Referent unter Anleitung des zwölfjährigen Häuptlingssohnes mithelfen musste, Urwald zu roden. Er musste dann allerdings zu seinem Leidwesen feststellen, dass die Tupari bereits 1927 zum ersten Male mit Gummisammlern in Berührung gekommen waren und seitdem als praktische Leute den Wert des Buschmessers und der Axt für die Urwaldrodung zu schätzen wissen. Die Tupari verdingen sich jeweils für ein paar Wochen auf dem acht Tagereisen entfernten Stützpunkt San Luis am Rio Branco, einem Nebenflüsslein des Rio Guapari, um diese für sie wertvollen Werkzeuge zu verdienen. Sonst leben jedoch die rund vierzig Tuparifamilien noch völlig unbeeinflusst von der europäischen Zivilisation. Ihre Siedlung besteht nur aus zwei grossen kuppelförmigen Gemeinschaftshäusern aus Holz und Palmblättern, die je ungefähr hundertzwanzig Personen Platz bieten. Daneben stehen kleinere, viereckige Vorratshütten. Jede Familie hat ihre Stelle im grossen Haus angewiesen, um dort ihre

Hängematten zu befestigen. Die Hütte besitzt keine Abteile, so dass die Tuparifamilien zu gegenseitiger Rücksichtnahme und Ordnung verpflichtet sind, um das Zusammenleben zu ermöglichen.

Der Stamm wird vom Schamanen und Häuptling Waito geführt, der ausserordentlich besorgt um seine kleine Gemeinschaft ist. Fehden werden keine mehr ausgetragen; denn man sei so wenig zahlreich, dass man sich dies nicht mehr gestatten dürfe. So ist auch kein Kannibalismus feststellbar, sondern die Tupari ernähren sich von Mais, Erdnüssen, Maniok, Kartoffeln, Bananen und andern Feldfrüchten, ferner von erlegten Affen, Wildschweinen, Eidechsen, Hasen, Gürteltieren usw., die alle mit dem gewöhnlichen Pfeil und Bogen gejagt werden, da Blasrohr und Giftpfeil unbekannt sind. Da die Tupari am Oberlauf des Rio Branco wohnen, sind die Fische, die mit dem Saft einer Giftliane betäubt und gefangen werden, in der Nahrung wenig wichtig. Dagegen gelten Maden und Käfer, die sich im Maisbrei der Chicha (Maisbier) entwikkeln, als besondere Delikatesse.

Für den Völkerkundler am aufschlussreichsten waren wohl die Beobachtungen über die rührende Kinderliebe und das Familienleben, das kein Schelten und Prügeln kennt; dagegen wird Ärger durch lange nächtliche Reden an die ganze Hausgemeinschaft abreagiert. Das ansprechende und vorteilhafte Bild der Gemeinschaft wird allerdings etwas beeinträchtigt durch die zahlreichen, mehrere Tage und Nächte dauernden Tanzfeste und Trinkgelage, wobei der übermässige Genuss des Chichas oft widerliche Folgen zeitigt. Schliesslich durfte der Gast an einer der geheimnisvollen und von einer eigentümlichen Schnupfzeremonie eingeleiteten Geisterbeschwörung teilnehmen, bei der das in die Nase geblasene berauschende Pulver die Anwesenden und vor allem den mit einer Rassel versehenen Medizinmann in einen Trancezustand versetzt. Daraufhin werden die mit Opfergaben bewirteten Totenseelen aus dem Jenseits hervorgeholt und um Auskunft über die Zukunft des Stammes befragt.

P. Köchli